

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 1

Artikel: Die Zwillinge
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

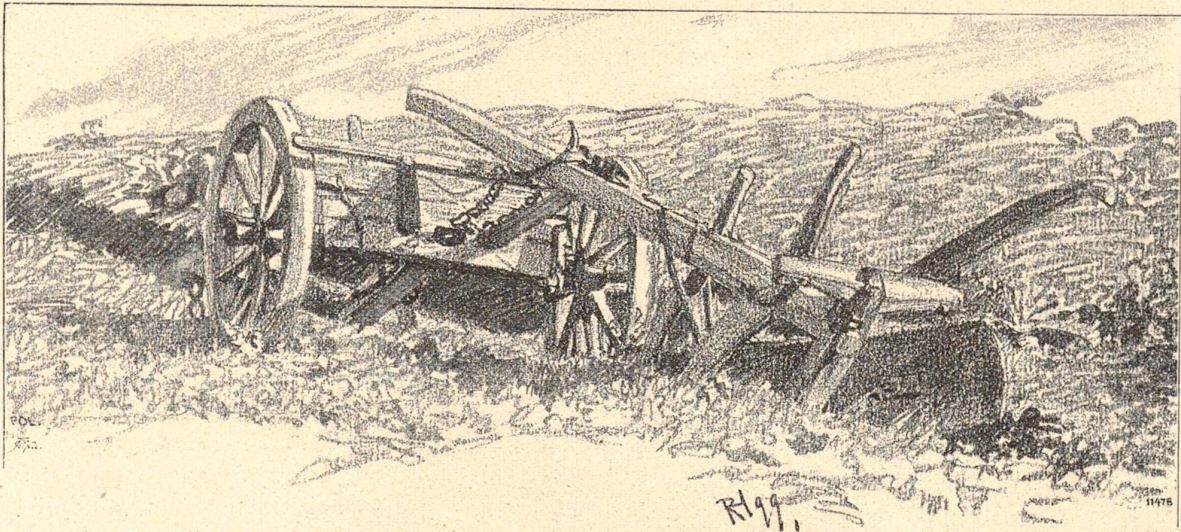
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Zwillinge.

Novelle von Isabelle Kaiser, Beckenried.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sie hießen Peter und Paul und waren Zwillinge. Ihre Ähnlichkeit war so groß, daß selbst ihr Vater, der alte Bauer Amstad von der Acheri, sie manchmal miteinander verwechselte, dem Peter einen Befehl erteilte, den Paul ausführen sollte, und Paul bestrafte für einen von Peter begangenen Fehler.

Als sie sich für den Militärdienst stellten, bestand zuerst Peter die Prüfung. Er war stark und gesund, sie nahmen ihn auf. Er trat hinaus und Paul schritt in die Gemeindestube. Die Inspektoren und der Amtsrichter rissen verwunderte Augen auf. Warum stellte er sich wieder? er war bereits eingeschrieben. Der junge Mann erwiderte, er hätte sich noch nicht vorgestellt. Wie so? Sein Name war im Rekrutenbuch soeben eingetragen. Er meinte, dies sei unmöglich. Der Amtsschreiber wurde unwillig: „Zum Teufel auch, Sie sind doch Peter Amstad von der Acheri?“ „Nein ich bin der Paul!“ antwortete er treuherzig.

Der Gemeindeammann, der von den Zwillingen wußte, machte der Verwunderung ein Ende. — „Diese Jungen sind doppelt, schreibt sie beide ein, man kann sie nicht trennen, sie laufen im gleichen Schritt unter demselben Joch, wie ein gutes Gespann.“ —

Wie sie heimwärts zogen, glücklich, demselben Bataillon zugeteilt worden zu sein, wurden sie von einem Kameraden eingeholt: — „Holla! ich bin auch dabei, sie haben mich nicht losgelassen.“

Es war ihr Freund, der Gander Wisi, der bei einem Bauer als Senn diente. Von schwächlicher Gestalt und zarter Gesundheit hoffte er, vom Dienst verschont zu

bleiben. Seine friedliebende Natur war allen Kriegserrscheinungen abhold. Er liebte seine Heimat, um ihre Felder zu bebauen, und kannte keinen bessern Patriotismus.

Der Gedanke, eine Flinte zu tragen, schreckte ihn, und vor allem die langen, für schwächliche Menschen so beschwerlichen Stappen. Er sah sich bereits von Müdigkeit übermannt, weit hinter der Herde, auf einer Bergstraße, der Trägheit geziehen und von Heimweh geplagt.

Peter Amstad, ein fester Bursche, schlug sich prahlerisch auf die Brust und meinte, der Dienst sei sehr kurzweilig; der Gedanke, seine gestickte Bluse gegen den Rock mit den kupfernen Knöpfen tauschen zu können, schmeichelte ihm. Regine würde ihn bewundern.

Paul dachte, daß er Reginas Lächeln nicht mehr alltäglich sehen könnte. Sein Herz war schwer; aber man hatte ihn nicht von seinem Zwilling getrennt, und das Garnisonleben schreckte ihn nicht, wenn sie es zusammen verleben konnten.

Mois Gander lachte über den Mißgriff der Stanser Inspektoren: — „Es ist eigentümlich, meine Schwester Regina sagt, daß sie euch so leicht von einander unterscheidet. Freilich, sie ist schon gar lange im Dienste auf der Acheri.“

Bei Reginas Name hatten die Brüder einen raschen Blick getauscht. Peter ließ ein kurzes glückliches Lachen vernehmen, er beugte sich zu der Schwarzdornhecke und riß zerstreut eine weiße, in der Glorie der Morgens erblühte Winde ab. Paul verstummte mit leichtem Erröten und hob, einige Schritte weiter, die weiße Winde auf, die sein Bruder achtlos in den Staub fallen ließ.

Es war nicht zu verwundern, daß ein liebendes Mädchen, mit unschuldig sehenden Augen, die Zwillinge nicht mehr verwechselte. Ein beobachtender Blick wußte sehr rasch leibliche Merkmale an ihnen wahrzunehmen, die eine große moralische Ungleichheit verrieten. Aber der Bauer ist wenig psychologischer Natur, er kennt die Vorzüge und Mängel seiner Herde besser wie die Licht- und Schattenseiten seiner Buben.

Peter wiegte sich leicht in den Hüften beim Gehen. Paul schritt fest und gerade. Ihre Augen waren vom gleichen Blau, von der Färbung des Quellwassers; aber bei Paul war der Bergbach vollkommen rein, bei Peter war er leicht getrübt wie das Wasser im Thal. In diesen Augen konnten Stürme ziehen, darob die Augen des andern weinen sollten. Sie hatten beide ehrliche wohlgefällige Gesichter.

Man fühlte jedoch, daß Peter das Bewußtsein seiner männlichen Schönheit hegte, dieweil Paul mehr aus Güte denn aus Gefallsucht so sonnig lächelte.

Sprachen sie zusammen, so klang es, als ob Peter Befehle und Paul freudig Gehorsam leistete, wie ein jüngerer Bruder; aber auf dem Felde, wenn die Zwillinge den Nacken beugten unter den schweren Heubürden, wenn ihre Art Bäume fällt im Gebirg, oder wenn das Leben ihnen einen Entschluß, eine Prüfung auferlegte, da anerkannte Peter stumm das moralische Erstgeburtsrecht Pauls und unterwarf sich ihm vertrauensvoll.

Daheim übte Paul einen stillen wohlthuernden Einfluß, aber Peter hatte mehr Autorität.

War Peter krank, so duldete er nur Paul an seinem Lager, aber auf der Alp war es Paul, der die Wege bahnte, die schwerste Last trug, sowie er als kleiner Bub seinem Zwilling immer den größten Apfel schenkte.

Und die Brüder entbrannten in Liebe für dasselbe Mädchen. Regine Gander gefiel den Menschen durch die Treuherzigkeit ihres Blickes und den Frohmut ihrer Rede. Sie hatte diesen gesunden Bauernwitz, der wie ein Sonnwendfeuer so belebend auf die Burschen wirkt, daß sie es jodelnd umtanzen.

So viel Mutwille lachte immer aus ihren schelmischen Grübchen, daß ihr Gesicht noch zu lächeln schien, wenn sie ernst war. Aber aus den Augen, die in seltsamem Widerspruch zum Lächeln standen, schlich der geheimnisvolle Blick des scheuen Reges, der die Jäger entwaffnet.

Sie trug die Haartracht der Nidwaldnerinnen: ihre blonden Haare, über die Ohren weich aufgerollt, waren mit weißem Band in harte Zöpfe geflochten, aufs Hinterhaupt gewunden und durchstochen mit dem großen Zilligranpfeil, in dem die Sonne sich versing.

Peter machte ihr den Hof und sie bevorzugte ihn sicht-

lich. Paul hatte sich sofort schweigsam gefügt und trat niemals als Nebenbuhler auf.

* * *

In den tessinischen Bergen am letzten Tag des Militärdienstes. Eine kleine Kompanie des Bataillons 47 kehrt von einer Schießübung auf dem Felde heim. Man rüstet sich zum Abmarsch. Die Soldaten ziehen die Patronen aus den Flinten, werfen das Gewehr über die Schultern und schnallen ihren Degenkoppel um. Morgen ist Entlassungstag der Truppen.

Freiheitsfreude schwirrt in der Luft.

Paul, an eine Hecke gelehnt, träumt vor sich hin. Nun werden sie bald die Kühe auf die Schwalmisweide treiben, Regine kommt dann hie und da, um ihnen die Lebensmittel und Nachrichten vom Thal zu bringen. . . Und Alpenrosen und Orchis blühen so reichlich dort oben.

Mois Gander, vom langen Marsch ermüdet, hat sich auf einen Baumstrunk gesetzt und blickt vor sich hin: er sieht die alte, getäfelte Stube, wo sich's so gut schlafen läßt, unterm Bild der von sieben Schwertern durchbohrten Muttergottes, die sanft auf ihn herniederlächelt. . . Einige Schritte weiter setzt sich die Kompanie in Bewegung.

„Nun, nun, ihr säumigen Gefellen!“ mahnt Paul.

In großer Eile gürtet sich Peter, hebt seine Flinte beim Tragriemen und wirft sie mit sorglosem, ungeduldigem Schwung über seine Schulter.

Da kracht ein Schuß.

Ein Schrei tödlichen Schmerzes, von einem bangen Röcheln erstickt, zerreißt die Luft. Ein Körper fällt zu Boden, und Paul sieht seinen Bruder schwanke.

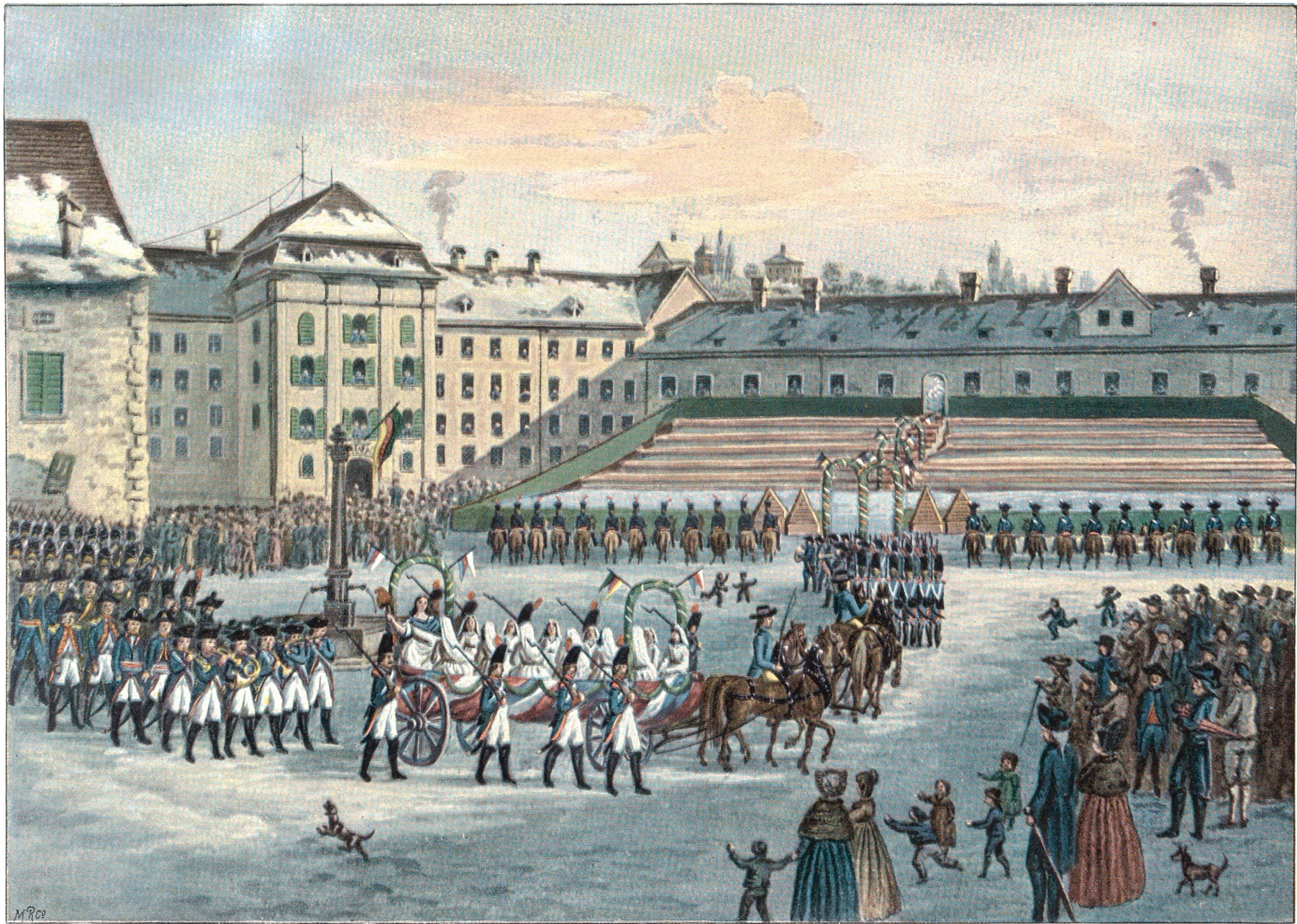
Mit einem Satz steht er ihm zur Seite und umschlingt ihn, als ob er ihn gegen den umherirrenden Tod verteidigen wollte. Der Körper, den er hält, ist starr vor Entsetzen. Zu seinen Füßen liegt die rauchende Flinte und strömt einen mörderischen Pulvergeruch aus.

Paul glaubt, daß sein Bruder tot ist, getroffen durch die ungeschickte Handhabung seiner Waffe, und ihm ist, als stürbe er auch. Doch die Starrheit der Muskeln läßt nach, und Peter öffnet die Augen weit und fragt keuchend: „Mein Gott! Habe ich ihn getroffen?“ —

Paul versteht sofort, aber nach der Minute tödlichen Bangens um das Leben des Bruders erscheint ihm das mindere Unglück schier wie eine Erlösung. Es gab nichts Schlimmeres für ihn, als Peter zu verlieren.

Er blickt schon zur Stelle hin, wo Moïs Gander saß und schauert vor Entsetzen. Der unglückliche Bursche liegt bewegungslos auf dem Rasen ausgestreckt.

Die Kompanie hält plötzlich still und läuft auseinander. Eine große Erregung bemächtigt sich der Reihen. Ein Unglück ist geschehen. Sie haben alle den Schrei vernommen.



ZOLLIKOFER'SCHE BUCHDRUCKEREI, ST. GALLEN.

Französisches Freiheitsfest in St. Gallen, 21. Januar 1799. Festzug.

Fränkische Grenadiere mit Musik eröffnen den Festzug, es folgt der Triumpfbogen mit der Freiheitsgöttin und 12 Bürgerstöchtern als deren Nymphen, und hierauf st. gallische Musikanten, die Generale *Xaintrailles* und *Garobion* nebst Stabsoffizieren, die Regierungsstatthalter der Kantone Säntis und Linth mit anderen Beamten, st. gallische Grenadiere und Landmilitär, fränkische Chasseurs links, st. gallische Dragoner rechts.

Ein Schuß ist losgegangen und hat einen Kameraden getroffen.

Welchen?

Alle drängen nach der Unglücksstätte.

Paul hat sich seines Kämpis und seiner Flinte entledigt und hält den schwankenden Bruder in den Armen fest.

Sie schweigen beide.

Die Ambulanz bereitet eine Tragbahre, indessen der Militärarzt im Graße kniet und sich über das Antlitz des Verwundeten beugt. Mitten in der Stirn ist ein rundes Loch blutig gezeichnet, und das marmorblasse Gesicht ist schon in der Starrheit des unheilbaren Todes gemeißelt.

Er kann nur den Tod feststellen.

Die Trauerkunde zieht durch die Reihen.

Wie Peter das volle Unglück vernimmt, gibt er sich einer leidenschaftlichen Verzweiflung hin, da er mit raschem Seherblick die Folgen seiner That in der Zukunft vorausieht: sein Leben durch jahrelange Kerkerstrafe entehrt, der Fluch des Mörders überall an ihm haftend und . . . Regine für ihn verloren. Würde sie je die Hand erfassen, die ihren Bruder erschossen?

Wehklagend schluchzte er am Busen seines Zwillinges, der versuchte, ihm Mut einzuflößen. Groß ist das Unglück, aber man muß lernen, ihm mutig ins Angesicht zu blicken wie einem ehrlichen Feinde.

Er hatte ja nicht töten wollen.

Er hebt Peters Flinte auf und untersucht sie.

Natürlich! das ist's! Der nachlässige Bursche hatte es versäumt, den Arretierhebel nach der Übung zuzudrücken; eine Unterlassung, die im Dienst mit vierundzwanzig Stunden Arrest bestraft wird.

Als der Hauptmann der Kompanie sich den unglücklichen Brüdern nähert, sieht Peter, das Gesicht in den Händen vergraben, und Paul steht aufrecht, den bestürzten Blick auf die Flinte geheftet, als wolle er sie für das angerichtete Unheil zur Rechenschaft ziehen. Ohne Zaudern geht der Hauptmann geradeaus auf Paul zu und nimmt ihm das Gewehr ab: „Unseliger, um des Himmels willen, wie ist das nur geschehen?“

Paul denkt nur daran, Peter zu verteidigen: er stammelt: „Der Schuß ist losgegangen, was weiß ich, Herr Hauptmann, der Hebel war eben nicht geschlossen . . .“

„Aber, zum Teufel; man ist vorsichtiger; es ist eine unverzeihliche Fahrlässigkeit. Und Sie, ein guter Soldat, ein flotter Schütze . . . einen Kameraden töten. Armer Gander!“

In dieser Minute wird sich Paul des Irrtums des Hauptmanns bewußt. Peter ist ein sehr mittel-

mäßiger Schütze. Er meinte offenbar Paul. In der That, warum hätte das Mißgeschick nicht ebensogut ihm passieren können.

Das Schicksal übt manchmal tragischen Verrat.

Er war im Begriff zu sagen: „Seid nachsichtig gegen Peter . . . er ist genügend bestraft“, aber er kann den Namen des Bruders nicht mehr aussprechen. Es ist ihm, als klage er ihn allein eines Mordes an, dessen ihn niemand schuldig weiß, da keine Zeugen da waren. Und er hatte ja die anklagende Waffe noch eben in Händen gehalten.

In diesem verwirrenden Augenblick wäre Paul nicht von selbst auf den Gedanken verfallen, seine eigene Person derjenigen des Bruders zu unterwerfen, aber sobald es ihm durch den Irrtum des Hauptmanns und die Macht der Umstände gleichsam auferlegt wurde, fühlte er sich erlöst. Er wunderte sich, nicht sofort daran gedacht zu haben. Es war so einfach.

Da befiehlt der Hauptmann: „Führt Amstad auf den Posten und laßt ihn überwachen!“

Peter stößt ein heiseres Stöhnen aus und versucht schwerfällig, sich zu erheben, aber er fällt zurück, von der Wucht seines Unglücks wie niedergeschmettert.

Und Paul schlägt den Pfad der Aufopferung ein, den der Hauptmann unbewußt vor ihm gebahnt.

Er beugt sich heimlich zu Peter und haucht ihm ins Ohr: „Schweige still, ums Himmels willen, nichts ist verloren, ich kann dich noch retten. Denke an Reginen!“

Peter fügte sich stumm, die ganze Tragweite der Rede seines Bruders nicht ahnend. Gewiß, er hat einen Ausweg aus der fürchterlichen Lage gefunden und will für ihn bei den Vorgesetzten um mildernde Umstände bitten.

Wie der Hauptmann ihn in seinen Schmerz versunken sieht, wendet er sich an ihn, gerührt durch diese brüderliche Teilnahme: „Bleibt einstweilen hier, Amstad, und laßt Euch, es geht ja nicht ans Leben. Wir wollen nur Euren Bruder verhören.“

Schon führen die Soldaten Paul fort. --

Als Peter in die Kaserne zurückkehrte, kamen ihm die Kameraden mit lebhaften Beileidsbezeugungen entgegen: „Der arme Paul, er wird wohl einige Monate kriegen!“

Peter verstand sie nicht.

„Sie haben ihn bereits eingesperrt.“

„Aber warum, um Gottes willen?“ — rief Peter.

„Nun, weil er Gander aus Fahrlässigkeit getötet.“

Peter schlug sich an die Stirn, und ein langes Stöhnen entrang sich seiner gequälten Brust.

Seine erste Regung war ein Schrei der Empörung: „Paul! Paul . . . aber er ist es ja nicht . . . ich bin's ja, der das Unglück verschuldete.“

„Du?!“

Die Kameraden blickten ihn mit bewunderndem Staunen an und schlugen ihm wohlwollend auf die Schultern. — Das sei sehr fein von ihm, das Mißgeschick seines Zwillings auf sich nehmen zu wollen: man wußte wohl, welche Freundschaft sie miteinander verband, aber es war zu spät. Niemand würde ihm Glauben schenken. Paul hatte sofort gestanden und war bereits nach dem Gefängnis von L. überführt worden.

Peter verbarg sein Antlitz in den Händen.

Ein Bursche brachte ihm eine Botschaft Pauls, die lautete: „Mein guter Peter, sei guten Muts, die paar Monate Gefängnis werden schnell verstreichen. Morgen bist du entlassen. Kehre heim und vertröste die Alten. Sag' ihnen, daß ich das Geschehene unendlich bedaure, aber Gott wird mir verzeihen. Denke an Regine, sie liebt dich. Sie soll mir den Tod des Bruders vergeben, er hat's besser wie wir. Sei glücklich Peter, dann bin ich es auch. Füge dich stillschweigend in unsere Trennung. So ist alles gut.“

Dein Zwilling Paul.

* * *

Wochen vergingen.

Peter war mit dem festen Entschluß heimgekehrt, seinem Bruder wenigstens in der Familie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber beim Anblick der schwarzen Kleidung und der liebenden Augen Reginens wankte ihm der Mut.

Sie würde sich ohne Zweifel mit Abscheu von Wisi's Mörder abwenden.

Er wollte wenigstens noch einige Tage ihre Freundschaft genießen und ihr seine Liebe bekennen; nachher würde er alles gestehen; war sie einmal seine Braut, so würde sie gewiß sein Unglück mit ihm tragen wollen.

Er hatte schließlich kein Verbrechen begangen.

Aber sein Schweigen beging es.

Er verschob von einem Tag auf den andern die redliche That, die sein Gewissen ihm auferlegte, er sprach Worte, die den Irrtum bestätigten, statt ihn aufzudecken und verlor jeden Tag den Mut, sie zu widerrufen; er hüllte sein Gewissen mit sophistischen Reden ein: gehorchte er denn nicht dem Willen Pauls, der nichts zu verlieren hatte, da er Reginen nicht liebte?

Ein heißes Verlangen, zu dem jungen Mädchen zu flüchten, dessen Liebe seine Erlösung sein sollte, erfüllte ihn. Er paßte auf alle Gelegenheiten, sie allein zu sprechen.

Regine aber mied ihn überall. Er sah ihre Augen nicht mehr in Liebe festlich leuchten, er begegnete nie mehr ihren hingebenden Blicken von damals. Es war, als sei ihre Seele düster geworden wie ihr Gewand. Sie war nur weich und zärtlich zur alten Mutter, die,

wenn sie die Erbsen anschlückte, manchmal innehielt und mit dem Rücken der Hand die Thränen wischte, die ihr über die Wangen rollten beim Gedanken an ihren sanften Paul, der Sanders Wisi hatte töten müssen. Sie erwies auch dem alten Amstad viele Aufmerksamkeiten, brachte ihm Most auf das Feld, stopfte ihm seine Pfeife, auf daß er nicht so dasitzte, den Blick ins Leere . . .

Für Peter schien ihr Herz verstummt. Sie empfand eher ein Unbehagen in seiner Anwesenheit und unter den verbenden Blicken, die sie überall verfolgten.

War es der sichere Instinkt des Weibes, oder wurde sie durch Peters tief veränderten Charakter, durch seine sprunghafte Gemütsverfassung und seine argwöhnische Tyrannei seit seiner Rückkehr ernüchtert? Sie sagte sich, man habe ihn umgetauscht dort oben, er war grob geworden, rücksichtslos und hatte einen unseligen, keimen- den Hang zum Trinken.

Seit er eines Abends versucht hatte, sie zu küssen wie ein Stallknecht, hatte sie ihn von sich gestoßen, losgelöst von ihm, ohne Wiederkehr.

Bei der ersten Kunde des Unglücks weinte Regine um ihren Bruder. Sie betete für die Seele, die ohne tröstliche Wegzehrung die lange Reise so unerwartet antreten mußte. Aber für das fromme Kind, im patriarchalischen Glauben der Midwalbner Thäler erzogen, hatte der Tod keine Schrecken und die Trennung nichts Unwiderrufliches. Es war nur eine Heimkehr.

Und ihr Bruder war gut und liebte den Frieden.

Mit spontanem Gefühl bemitleidete sie Paul. Wie mußte er leiden, er, dessen Augen feucht wurden für ein beim Nähen zerstörtes Lerchennest, er, der seine Mutter auf den Armen hob, wenn ihre Glieder von Gicht steif waren. Wie mußte das vergossene Blut seine Nächte mit quälenden Träumen belasten; wie erbleichte im Kerker das frische Antlitz, der Sonne und der heimatlichen Luft entwöhnt! Sie blieb tagelang über ihren Webstuhl gebeugt und warf mit zerstreuter Hand das Weberschifflein zwischen den Seidenfäden, dieweil ihre Gedanken, in die Ferne schweifend, ihr selbst noch unbewußt, ein zartes Gewebe keimender Liebe spannen und woben . . .

* * *

Paul Amstad wurde vom militärischen Kriegsgericht, mit mildernden Umständen infolge seines musterhaften Betragens während der Dauer des Militärdienstes, wegen fahrlässiger Tötung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Er fühlte sich beinahe glücklich in seinem Kerker. Er empfand weder Scham über seine Verurteilung, noch Gewissensbisse über einen Mord, den er nicht begangen, nur einzig die Freude, seinem Bruder den Aufenthalt

in diesem entehrenden Orte erspart zu haben. Ihm schien das Gefängnis nur ein etwas düsteres Haus, da seine Fenster nicht auf die Tristen des Schwalms, und den Sonnenaufgang über die Frohnalp aufgingen.

Aber sein freiwilliger Aufenthalt in diesem grauen Gebäude war keine Schande, er hatte das Gefühl, daß er größer hinausstreiten würde, erhobenen Hauptes, und daß diese Erinnerung ihm Zeit seines Lebens wohlthun würde.

Für diesen Gefangenen zogen die Tage leichtbeschwingt über die Schwelle seines Kerkers.

* * *

An einem Maimorgen, als Peter in der Ageriwiese mähte und mit wütender Geberde die hohen blühenden Gräser um ihn herum zu Boden warf, gewahrte er Reginen, die ein Tuch ums Haupt gewunden, die Heugabel in der Hand, am Ende des Feldes, sich an die Arbeit machte.

Rasch entschlossen näherte er sich ihr.

„Regine, darf ich dir etwas sagen?“

„Nein!“ sagte sie sehr entschieden, und hörte nicht auf, das tauschwere Gras in die Luft zu schleudern.

„Warum?“ frug er in aggressivem Tone.

„Weil es völlig unnötig ist,“ erwiderte sie und ging einen Schritt weiter.

„Was hast du gegen mich?“

„Ich habe nichts gegen dich,“ sagte sie sanft, „aber ich habe auch nichts für dich.“

„Du bist ganz verändert seit meiner Rückkehr vom Dienst.“

„Wer von uns beiden hat sich am meisten verändert? Ich jedenfalls nicht,“ erklärte sie bedächtig und heuete weiter, als ob diese Unterredung ihr zu unwichtig erscheine, um ihre Arbeit zu unterbrechen.

Er errötete, wie wenn sie sein Geheimnis durchschaut hätte.

„Nun ja, ich bin oft traurig . . . wegen Paul . . . du kannst es doch begreifen.“

„O ja!“ sagte sie mit Ueberzeugung, indem sie etwas im Schritt inne hielt, „auch ich bin traurig für Paul.“

„So!“ machte er, mit plötzlichem Argwohn.

„Ja, ich bemitleide ihn.“

„Und ich, ich, bin ich denn nicht mehr zu beklagen?“ schrie er heraus.

Sie blickte ihn erstaunt an, mit erhobener Gabel.

Er glaubte zu viel gesagt zu haben und widerrief sich mit linkscher Hast. — „Nein, ohne Zweifel . . . was dem Paul widerfahren, ist sehr traurig . . . aber ich . . . aber du . . .“ und plötzlich den Ton verändernd, frug er schier demütig: „Regine, ziehst du ihn mir vor?“

Das Haupt des Mädchens beugte sich, getroffen

von einem hellen Lichte, sie ließ die Gabel niedergleiten, eine plötzliche Müdigkeit in den Armen.

Peter ließ ein zischendes Lachen fahren, und in seiner eiferjüchtigen Wut hatte er die Feigheit, hämisch zu bemerken: „Ei . . . ei . . . der Paul . . . des Bruders Mörder!“ Er war so außer sich, daß er es in dieser Minute selber glaubte.

Da nahm Regine sofort ihre Arbeit wieder auf, hob den Kopf und maß ihn mit verächtlichem Hochmut; dann streute sie wieder das Gras in die Luft und sagte langsam: „Ich weiß nichts mehr, als daß er unglücklich ist.“

Sie entfernte sich.

Er folgte ihr nicht, am Boden festgenagelt, voller Verachtung für sich selbst. Auf der grünen Wiese . . . so grün wie dort, sah er wieder das blutleere Haupt, und das kleine runde Loch, mitten auf der Stirne, er empfand aufs neue den Faustschlag, den ihm der Schrecken in die Brust versetzte und ihn schier zu Boden geworfen, wie sein Opfer stürzte . . .

Und etwas erstarb in ihm, erschossen durch den klaren Blick eines Weibes, das ihn verschmähte . . .

* * *

Als Paul nach drei Monaten aus dem Gefängnis zog und ins Dorf zurückkehrte, fand er das väterliche Haus so schön anzusehen, als sei es aus lauter Sonnenschein und frischem Grün aufgebaut.

Er stieß einen langgedehnten Jubellaut aus, der zum Himmel stieg, ins Haus drang, ein Echo fordernd. Er hoffte eine Antwort Peters, denn so riefen sie sich von einer Alm zur andern.

Da antwortete eine Stimme, den Jodler wiederholend und klangvolle Noten innerlichen Jubels hinein-trillernd. Er erbehte: es war Regine. Wohl der Willkommenruß einer vergebenden Schwester, einer glücklichen Braut, deren Thränen der Morgenwind getrocknet!

Er wurde freudig empfangen und jeder verwunderte sich ob seinem Anblick. Wohl nie hatte ein Kerker-entlassener solch helle Augen besessen! Wer die Zwillinge sah, hätte gemeint, Peter mit seiner bleichen Gesichtsfarbe, seinem unsichern, zwinkernden Blick und dem Gebrochenen in Gang und Lachen komme aus dem Gefängnis, während Paul unbekannte Gipfel erklimmen und mit einer seltenen Blume am Hut, geradewegs zum Thal zurückkehrte!

Peter machte seinem Bruder ein unfreundliches Gesicht, ipöttelte über die Zärtlichkeiten, die man ihm bezeugte und setzte eine hochfahrende Miene auf, um ihm jeden Versuch, sich mit seinem Opfermut zu brüsten, unmöglich zu machen. Er behandelte Paul, als hätte er wirklich einen Mord begangen, dessen er allein sich noch erinnerte, während ihn alle schon längst in die Vergessenheit christlicher Vergebung versenkt hatten.

Paul litt darunter, doch erkannte er, daß das höhnische Wesen seines Bruders, und seine erzwungene Kälte aus dem Aerger eines abgewiesenen Freiers entsprangen.

Es war leicht zu sehen, daß eine Entfremdung zwischen Peter und Regine eingetreten war.

Er befragte seinen Bruder am folgenden Morgen, als beide sich daran machten, die Schwarzdornhecke ihrer Felder zu stützen. Beim ersten Wort richtete sich Peter auf, einen bösen Blick im Auge, und ließ die Schleiße seiner Erbitterung los.

„Nun ja, sie hat mich abgewiesen wie einen Schulbuben, und vor dem Militärdienst liebte sie mich. Hör, ohne dein vermaledeites Dazwischentreten wäre alles anders geworden. Du hast alles verpuscht. Du hast mir ihre Freundschaft abwendig gemacht. Die Weiber sind nun einmal so. Sie sieht beinahe einen Helden in dir, und, beim Teufel! dies alles käme mir zu . . . ich habe doch . . .“

Paul, wie von einer verräterischen Kugel getroffen, erwiderte kein Wort; er ließ seine Stuhlschere fallen, warf seine Zoppe über die Schulter, und mit einem langen Blick auf Peter, der plötzlich innehielt und unverständliche Worte vor sich her murmelte, entfernte er sich und schlug den Bergpfad ein, dem Zieli entlang.

Abends kehrte er nicht heim.

Sie sprachen von ihm beim Vesperbrot, als Peter mit leicht umnebeltem Geist vom Wirtshaus kam. Er war wütend gegen sich selbst und gegen die andern; seine vorige Niederträchtigkeit, die Paul — Gott weiß wohin! — weit von den Menschen fortgepeitscht hatte, quälte und wurmte ihn.

Aber er spottete über die Angst der Weiber: „Paul sei doch kein Kind mehr, er würde den Weg wohl finden, lächerlich, sich solchen Ideen zu überlassen!“

In diesem Augenblick rollte das schwere Geschütz des Donners über die Berge, und ein Windstoß strich um das Haus mit wehklagendem Geheul.

Die alte Mutter bekreuzte sich: „Gott steh' ihm bei, wenn er noch unterwegs ist . . . er ist so unvorsichtig . . . so unbedacht.“

Peter hohnlächelte: „Was? der Paul unvorsichtig . . . unüberlegt . . . das wäre etwas ganz Neues.“

Der Alte stimmte der Mutter bei und erklärte gelassen: „Wenn er's nicht wäre, hätte er auch Wisi's Tod nicht auf dem Gewissen.“

Der fahle Schein eines Blickes durchzuckte das Gemach.

Peter neigte den Kopf.

Regine wandte sich langsam vom Fenster um und sprach leise: „Wer weiß, die Neue verfolgt ihn vielleicht und jagt ihn auf die Berge . . . der Arme!“

War es das zärtliche Mitleid in ihrer Stimme, das Peter aufreizte, oder gab er dem Bedürfnis nach,

sein Gewissen zu entlasten, diemeil die Wut der entfesselten Naturgewalten ans Haus der Menschen pochte, sie zur Buße und Einkehr mahnend; war er außer sich über die Fürsorge der Frauen, oder folgte er dem Drang, den Unschuldigen zu rechtfertigen, während er draußen umherirrte, allen Stürmen preisgegeben? All diese widerstreitenden Gefühle kämpften in ihm, und seine leichte Trunkenheit ließ ihn nicht den wahren Beweggrund erkennen.

Er ballte die Faust und ließ sie plötzlich auf die Tischplatte niedersausen, so daß das zinnerne Geschirr klirrend aufsprang: „Himmelfreudonnerwetter! das ist denn doch zu stark. Der Teufel hole das verdamnte Weibergeschwätz. Paul hin und Paul her. Gewissensbisse! Er! jawohl! und warum, wenn ich fragen darf? — Wisi's Tod, ja was kann er denn dafür? Er war's ja gar nicht . . . Ich . . . ich — nun ja — ich habe es gethan!“ schrie er mit vollster, wütender Stimme und warf sich auf den Sessel zurück — „nun wißt ihr es einmal!“

Der Donner rollte, in der Ferne verhallend, der Regen fiel, das niedere Gewölk barst, und wie von einer schweren Last befreit, weinte der Himmel.

Die Alten regten sich kaum nach dieser Beichte; was that es nun, der eine oder der andere, sie trugen denselben Namen, es gab nichts mehr zu ändern, die weltliche Gerechtigkeit war ja befriedigt.

Regine glaubte sofort an Pauls Unschuld, als ob eine innere Stimme in ihr ihn schon längst freigesprochen, und ihre Liebe erschien ihr auf einmal geheiligt . . . von Gott gewollt.

Sie blickte auf Peter ohne Zorn und faßte die Lage mit der Logik einer liebenden Frau zusammen: „Mag sein, daß du das Unglück verschuldet hast, aber Paul hat es geführt . . . nur daran liegt's —“, und sie ging aus der Stube, indem sie sanft beifügte: „Ueberdies, Peter, ist dies alles schon längst vergeben.“

Am folgenden Morgen ging Peter freiwillig zum Pfarrer, beichtete ihm, und seine Sünde wurde ihm erlassen.

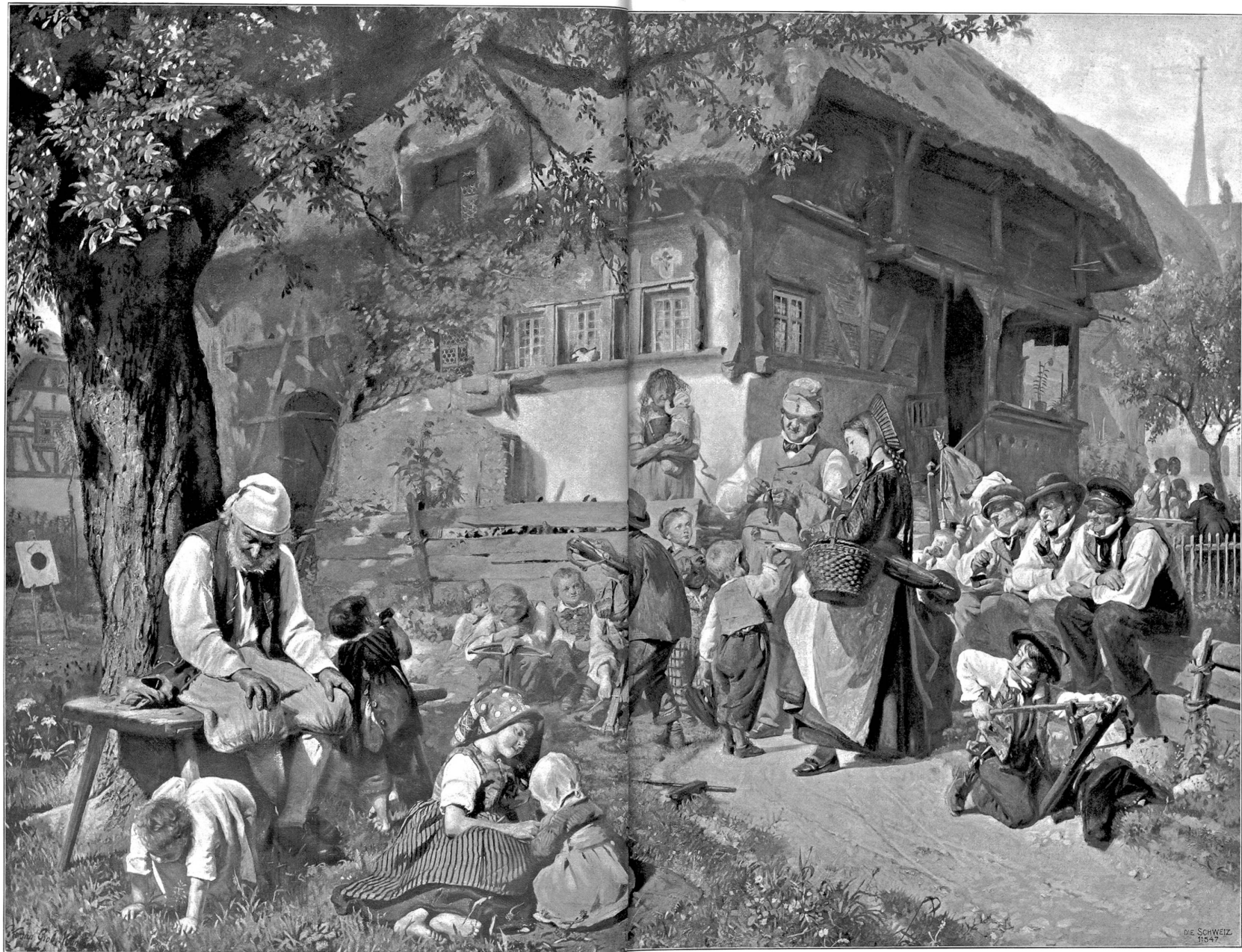
Wie er durch das Dorf heimkehrte, schritt er leicht dahin, wiegte sich wieder in den Hüften und war sich seiner männlichen Schönheit bewußt. Die Tochter des Gemeindeammanns lächelte ihm zu, und er las wie eine stille Frage in ihren Augen.

Nun, er würde sie an der nächsten Aelplerkirchweih zum Tanze führen.

Wah! er war nicht derjenige, der sich vor Gram verzehrte um eines Mädchens, das ihn verschmähte.

Er stieg in Pauls Kammer.

Der junge Mann war am frühen Morgen heimgekehrt, todmüde von seiner Wanderung und vom Sturm durchnäßt.



Schreibenschießen.
Gemälde von Konrad Grob.
Kunstmuseum Winterthur.

Er hatte sich auf sein Lager geworfen und lag da wie ein Verwundeter, dem man ein zum Leben notwendiges Glied abgenommen hatte. Er schlug kaum die Augen auf, als Peter eintrat.

Da fühlte er seine Hand von einer Hand umschlossen: „Paul, ich war verrückt gestern . . . vergib mir . . . Regine hat mir vergeben und der Pfarrer auch . . . sie wissen alles . . . das Geheimnis erdrückte mich schier . . .“

Der Kranke richtete sich auf, mit einem Genesungsschimmer auf den Wangen: „O! mein Bruder! mein Zwilling!“ und er umschlang ihn mit stummer Hefigkeit. „Nun ist alles gut . . . Regine wird dich lieben . . .“

„Aber ich mag sie auch nicht,“ unterbrach ihn Peter, „wenn sie einem andern gut ist,“ sprach er freimütig, mit verhaltener Schalkhaftigkeit.

„Einem andern!“ wiederholte der Kranke dumpf und ließ sein Haupt aufs Kissen fallen.

Einem andern!

Er hatte freudig enttagt um des Bruders willen: Peter war ja sein zweites Ich . . . aber sie einem andern zu geben . . . das war hart.

Peter ging lächelnd hinaus.

Am Abend stieg Paul mühselig in die Wohnstube hinunter. Regine saß am Webstuhl und wob eine rosenfarbige mit goldenen Fäden durchwirkte Seide.

Sie sah seine Traurigkeit.

„Was hast du, Paul?“

Er stellte eine Frage, statt zu antworten.

„Ist es wahr, Regine, daß du unsern Peter nicht magst; was hast du gegen ihn?“

„Ich habe . . . nun, ich bin einem andern gut,“ sagte das Mädchen und hörte auf zu weben, hielt aber das Weberschifflein in den Händen.

„Ah!“ sagte Paul enttäuscht, „armer Peter!“

Sie lächelte menschenkundig. „O, er ist nicht zu beklagen, andere Mädchen werden ihm gefallen.“

Sie sah, daß er nicht weiter fragen würde und im Begriff war, die Stube zu verlassen.

„Paul,“ sagte sie werbend, „er ist ein so braver Bursch, mein Schatz!“

„Ich zweifle nicht daran, Regine, wenn du ihm gut bist.“

Sie fuhr tapfer fort: „O! wenn du wüßtest, was er alles gethan . . . er hat seinen Bruder gerettet . . . er hat sein Vergehen auf sich genommen . . . die Kerkerstrafe erduldet . . . die Schande . . . er hat dem Weibe entsagt, das er liebte . . . er hat . . . er hat . . .“

„Regine!“

Das Weberschifflein fiel zu Boden.

Es wurde sehr still in der Stube; nur das Gluck wob leise weiter . . .

Bilder aus der Zeit der helvetischen Republik.

St. Gallische Szenen.

Das Stadtarchiv in St. Gallen bewahrt verschiedene Aquarelle, die eine Reihe von Szenen aus den bewegten Jahren 1798 und 1799 in heiterer Anschaulichkeit und schlichter Treue überliefern. Die kostbaren Blätter sind auf Veranstaltung des Historischen Vereins in Farbenbuchdruck nachgebildet und seinen letzten Neujahrsblättern als ungewöhnlich reiche Zierde beigegeben worden. Es gereicht uns zum Vergnügen, zwei der bemerkenswertesten Bilder unsern Lesern vorzuführen.

Das erste, von dem Maler Karl Triner aus Arth hergestellte Bild erinnert an die Konstitutions-Beschwörung, die in St. Gallen am 30. August 1798 nach den Anordnungen des helvetischen Direktoriums mit festlichem Gepränge vorgenommen wurde. An jenem Tage begaben sich die städtischen und kantonalen Behörden in feierlichem Zuge auf den obern Brühl, wo eine Bühne mit blumenbekränzten Bogen und einem phantastisch aufgeputzten Freiheitsbaum errichtet war. Der Regierungstatthalter des Kantons Säntis, Dr. Bolt, und der Unterstatthalter des Distrikts St. Gallen hielten offizielle

Ansprachen, in welchen sie die Vorzüge der einheitlichen Staatsordnung gegenüber der frühern Zersplitterung und Schwäche des föderativen Wesens priesen. Dann las Bolt „mit Würde und Feier“ den versammelten Bürgern die Eidesformel vor: „Wir schwören, dem Vaterland zu dienen und der Sache der Freiheit und der Gleichheit als gute und getreue Bürger mit aller Pünktlichkeit und allem Eifer und mit einem gerechten Haß gegen die Anarchie anzuhängen.“ „Alle Hände,“ berichtet ein Augenzeuge, „erhoben sich im Nu, und — wir schwören’s! schallte herzerhebend durch die Luft. Der ferne Kanonendonner von Gofau tönte uns entgegen: das Zeichen, daß auch dort bereits geschworen war, was unsere Wonne erhob und erweiterte. Ein lautes: „Es lebe die helvetische Republik! die helvetische Regierung!“ ertönte über das andere, und zum Schlusse sang ein Mädchenchor das Luzerner Volkslied: Traute Brüder, nun geschworen!“

Nach Beendigung des feierlichen Aktes verließ sich die Menge, die freilich nicht so allgemein begeistert war,